Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 39. 1896.

Der Vater kommt.

Erzählung aus Nord-Michigan.

Von **Thord Marcussen.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Lars trat an seine beiden Landsleute heran. Ein eifriges Gespräch in schwedischer Sprache begann, während dessen noch mitunter ein finsterer Blick zu dem Mecklenburger hinüberflog. Dieser hatte inzwischen seine ursprüngliche Gelassenheit wieder gewonnen, seine Pfeife angezündet und unterhielt sich jetzt ruhigen Tones mit den Schleswig-Holsteinern, denen der Schreck über den aufregenden Auftritt noch deutlich auf den Gesichtern stand.

„Habt ihr eine Ahnung davon, was den Kerls so mit einem Male in die Krone gefahren sein kann?“ fragte er die Beiden, „ich wahrhaftig nicht. Wußte gar nicht, wie mir geschah. Aber ein gewichtiger Grund muß in der That vorliegen, das ist klar; umsonst gerathen diese sonst so kaltblütigen stillen Leute nicht so gänzlich aus Rand und Band.“

Hansen kämpfte offenbar mit einem im Entstehen begriffenen Gedanken, der nicht zur Klarheit gelangen konnte; er öffnete mehrmals den Mund, um zu sprechen, brachte aber nichts hervor. „Eine Ahnung habe ich, wir werden ja aber gewiß gleich mehr hören,“ murmelte er endlich.

Der Vormann sah ihn überrascht an. „Zum Henker!“ fuhr er auf, „jetzt fällt mir auch etwas ein. Wenn's das ist, verzeihe ich den Schweden alle Missethaten, die sie gegen mich verüben wollten. Und es kann wahrhaftig kaum etwas Anderes sein. Daß mir das erst jetzt einfällt! Ich bin aber bei dem plötzlichen Ueberfall etwas aus der Fassung gerathen. Und nun gar das schwedische Gerede, in das die Kerle in ihrer Wuth verfielen — mit ein paar Engländern oder Deutschen wäre ich gleich in's Klare gekommen.“

Schweißtriefend, mit erhitztem und entstelltem Gesicht stürzte jetzt Erik heran. „Weg, Alles weg!“ rief er schon von Weitem seinen Landsleuten zu, „Alles weg, Alles geraubt und gestohlen!“

„Was ist weg?“ Der Vormann hielt ihn im Laufe auf.

„Unser ganzes Hab' und Gut, unser ganzer sauer ersparter Verdienst von mehreren Monaten!“ schrie Erik wuthentbrannt.

„Und die Zeitungen haben eine der Um-

Eine Straße in Berbera (Ostafrika). [S. 308]

hüllungen des Geldes gebildet?" forschte der Mecklenburger.

„Ja, ja!" brüllte Erik. „Und das hat Niemand anders gethan, als —"

„Du!" wollte er hinzusetzen und sich im selben Moment auf den Vormann stürzen, als Hansen, vor diesen hinspringend und die Hände zur Abwehr erhebend, mit heller, scharfer Stimme den Satz vollendete: „Der Holsteiner! Niemand anders als der Holsteiner!"

Wie von einem hellen Blitz geblendet, fuhr Erik zurück.

Einen Augenblick herrschte unter der Gesellschaft vollständige Stille, dann aber gerieth die ganze Schaar in eine unbeschreibliche Aufregung. Wie Spreu vor dem Winde war der Verdacht der Schweden gegen den Vormann geschwunden, so hell war die Wahrheit zu Tage gesprungen.

Mit einer kläglichen Miene, die sich in seinen derben Zügen wunderlich ausnahm, trat Lars an den Mecklenburger heran und zog ihn etwas abseits.

„Verzeiht uns," bat er, „wir haben Euch schwer beleidigt, aber wir verloren vollständig den Kopf, als wir die Zeitungsblätter in Eurer Hand erblickten. Es hätte uns einleuchten sollen, daß der Dieb schwerlich in Person dem Bestohlenen das leere Nest zeigt, aber wir waren in der ersten Wuth gar keines Gedankens fähig. Und wer konnte gleich auf den alten Kerl verfallen, der sich nur wenige Tage bei uns aufgehalten hat. Freilich, wenn man jetzt sein ganzes Gebahren bedenkt, so wird Einem Vieles klar."

Der Mecklenburger drückte dem Schweden die Hand. „Ich werde Euch helfen, daß wir ihn fassen," sagte er. „Ruhe!" gebot er darauf mit donnernder Stimme, wobei er auf einen Baumstumpf sprang. „Ruhe! Hört auf mit dem unsinnigen Spektakel! Wir haben jetzt andere Dinge zu thun, wir müssen auf die Jagd nach dem Uebelthäter."

Alle sammelten sich um ihn.

„Zunächst segne ich meinen Einfall, der mich die schwedischen Zeitungen aufheben ließ," fuhr der Sprecher erhobenen Tones fort. „Dieser Einfall hat zur Entdeckung des Diebstahls geführt und zwar zur rechten Zeit, um noch den Dieb zu fassen. Hätte mir freilich bald des Teufels Dank eingebracht, dieser Einfall" — mit einem flüchtigen Lächeln schaute der Vormann auf die etwas beschämt dreinsehenden Schweden herab — „allein unter Kameraden und bei solcher Gelegenheit muß man es nicht so genau nehmen. Im Uebrigen ist der Fall ganz klar. Unsere lieben Kameraden, die Schweden, deponiren nämlich ihre Ersparnisse nicht, wie so viele Andere unter uns, in den Wirthshäusern zu L'Ance, sondern in Ermangelung einer Bank einfach irgendwo in der Erde. Natürlich hat dies auch der heute so schleunig abgereiste Kamerad erfahren oder es sich herauskalkulirt, der Holsteiner nämlich, der, nebenbei gesagt, ein alter Zuchthäusler ist. Fragt nur die beiden Schleswiger, die haben es herausgefunden. Wir wissen jetzt, daß der Holsteiner nicht auf die Jagd gegangen ist, um sich Bewegung zu machen, sondern um den Versteck der Schweden auszuspähen. Ich glaube nicht, daß dies für ihn eine besonders schwere Arbeit gewesen ist, denn unsere Kameraden haben sicherlich die Gewohnheit gehabt, ab und zu einmal nachzusehen, ob ihre Bank noch sicher ist. Uebrigens hat der Holsteiner die Entdeckung wahrscheinlich erst heute gemacht. Ihr Schweden, habt ihr nicht das heute früh empfangene Geld während der Mittagsstunde in eurem Versteck untergebracht?"

Lars nickte stumm.

„Dann könnt ihr euch darauf verlassen, daß der Schurke sich den Vormittag über in der Nähe eures Arbeitsplatzes aufgehalten hat, euch beim Verlassen desselben unbemerkt gefolgt ist und während eurer Arbeit am Versteck auf der Lauer gelegen hat. Hätte er nicht den Fehler begangen, das Zeitungspapier, welches einen der Umschläge des Geldes gebildet hat, achtlos hinzuwerfen, so wäre er zweifelsohne mit seinem Raube entkommen, denn vor Ablauf einiger Tage hättet ihr jedenfalls eine Revision am Versteckort nicht vorgenommen, nicht wahr?"

Die Schweden nickten finster.

„Es gilt jetzt, den Burschen zu fassen," setzte der Mecklenburger die Rede fort, „und das wird, glaube ich, so gar schwierig nicht sein, wenn wir nur unverzüglich hinter ihm her sind. Daß er aber den Weg nach Norden eingeschlagen hat, wie unser Wirth sagt, glaube ich nicht. Das ist jedenfalls nur zum Schein geschehen, um uns im Entdeckungsfalle irre zu führen. Nein! Ganz sicher hat er eine Strecke weiter hinauf Kehrt gemacht und den Weg eingeschlagen, den er gekommen ist, den Weg nach L'Ance. Es ist der einzige Weg, den er kennt; er weiß, daß er von L'Ance aus bald zu Wasser entkommen kann, der andere Weg führt ihn in eine wilde Gegend, die er nicht kennt, von der er höchstens weiß, daß ihm in derselben eine lange, mühselige Wanderung bevorsteht."

„Ich meine selbst, daß Ihr Recht habt," erwiederte Erik, „aber jedenfalls müssen wir ihn auf beiden Wegen verfolgen."

„Gerade das wollte ich sagen," versetzte der Vormann. „Wir bilden aus der ganzen Mannschaft zwei Kolonnen. Ihr Beiden, Erik und Lars, führt die eine, eure beiden Landsleute die andere, und wir werden ihn haben, ehe er sich's versieht. Der soll amerikanische Justiz kennen lernen!"

Im Nu stand die ganze Schaar in zwei Haufen aufgestellt marschfertig da.

„Nun wahrhaftig, bewaffnet habt ihr euch, als wenn es in eine Schlacht ginge," lachte der Vormann, sich der nach L'Ance gehenden Truppe anschließend. „Wer weiß aber, ob's nicht Noth thun wird; solch' ein alter Wolf wird sich gewiß verzweifelt wehren. — Vorwärts!"

6.

Vater und Sohn standen einander gegenüber.

Ersterer saß an einem Tische und drehte den Kopf langsam nach der Thür um. Offenbar hatte er nur den Eintritt der Wirthin erwartet, denn als er eine fremde Männererscheinung gewahrte, fuhr er mit jäher Hast in die Höhe.

Der Farmer machte die Thür zu. „Guten Abend, Vater!" sagte er mit gedämpfter Stimme.

Dann nahm er einen Stuhl, rückte denselben an den Tisch und ließ sich dem Alten gegenüber nieder.

Starr wie eine Bildsäule stand dieser da und schaute unverwandt auf den so unverhofft erscheinenden Sohn. Fliegendes Rothwerden wechselte mit tiefem Erbleichen in schneller Folge auf seinem sonst so starren, unbeweglichen Antlitz.

„Du bist's, Peter?" brachte er mühsam hervor.

„Ja, Vater, ich bin's," versetzte der Farmer ruhig. „Ich hörte, Du kämest und ich bin Dir entgegengekommen."

„Warum denn das?" fragte der Alte mit einem scheuen Blick auf sein Gegenüber.

„Um Dich zu verhindern, an meinem Wohnorte einzutreffen, und um Dir zu sagen, daß Du bei mir nicht leben kannst," lautete die in bestimmtem Tone gegebene Antwort.

Der Alte fuhr heftig zusammen. „Ich habe das, was ich gethan, lange schwere Jahre gebüßt, habe mich gut geführt und bin jetzt begnadigt worden. Willst Du mich länger und härter strafen als das Gesetz, Du, mein Sohn?"

„Vater, so schwer es mir über die Lippen kommt, ich kann nicht anders."

„So weisest Du mich also gänzlich von Dir?"

„Gewiß nicht, Vater. Ich werde Alles für Dich thun, was ich vermag, ich will Dir helfen, daß Du irgendwo hier im Lande sorgenfrei leben kannst. Hast Du noch Sinn für Landwirthschaft, so will ich Dir ein Stück Land kaufen und für die Einrichtung sorgen. Hegst Du andere Wünsche, so werde ich auch dabei Dich mit Rath und That unterstützen, überhaupt jederzeit, so bald es nöthig thut, Dir Beistand leisten. Noth sollst Du niemals leiden. Nur leben kann und will ich nicht mit Dir."

Die Festigkeit in der Erklärung des Sohnes machte ersichtlich Eindruck auf den Alten.

„Es ist überhaupt hart, in meinen Jahren so ganz allein in einem wildfremden Lande leben zu müssen," bemerkte er gedrückt.

„Wer trägt die Schuld, daß es so sein muß und nicht anders sein kann?" fragte der Farmer voll schmerzlicher Bitterkeit.

Des Alten harte Züge verloren rasch den Ausdruck der Gedrücktheit und nahmen ein ihnen viel natürlicher stehendes, unheimlich finsteres Gepräge an.

„Ein Sohn soll seinen Vater niemals verstoßen. Du aber handelst nicht gegen mich, wie ein Sohn gegen seinen Vater handeln soll. Dein Vater bin und bleibe ich doch immer."

„Wie groß war mein Unglück schon, als ich nur wußte, daß Du als Zuchthaussträfling auf Lebenszeit in Glückstadt gefangen saßest," versetzte der Farmer mit dumpfer Stimme. „Nun aber kommst Du als freier Mann daher und willst mein Unglück noch zehnmal vergrößern, willst täglich mit mir umgehen, Du, an den ich nicht denken kann, ohne zugleich an — an Jemand zu denken, die —"

Der Farmer stockte; er konnte die Worte, die er auf den Lippen hatte, offenbar nicht aussprechen.

Die Hand des Alten zuckte unruhig auf dem Tische umher. „Warum rührst Du die alten Geschichten auf?" erklang seine mürrische Entgegnung. „Darüber ist nun doch schon längst Gras gewachsen, und ich habe für meine unbedacht verübte That hinlänglich gelitten, das hat der Kaiser anerkannt, und das solltest Du, mein Sohn, erst recht anerkennen."

„Unbedacht, sagst Du? Nein, nein — das weiß ich, das weiß ganz Holstein besser. Glaube nur nicht, daß solche Dinge jemals bei Menschen, die sie miterlebt haben, in Vergessenheit gerathen können. Niemals, nie und nimmermehr!"

Ein heftiges Zucken durchfuhr des Vaters ganzen Körper und ein Blick voll Haß fiel auf den Sohn. „Ich frage noch einmal, warum tischest Du alle diese Dinge auf?" rief er heftig. „Um Predigten zu hören, bin ich wahrhaftig nicht nach Amerika gekommen, sondern um Hilfe und Unterstützung zu finden, wie ein Vater sie von seinem Sohne sollte erwarten können. Aber freilich, ich sehe, Du bist mein Sohn nicht mehr, Du bist mir eher feindlich gesinnt, Du hassest und verachtest Deinen alten, unglücklichen Vater —"

„Ich hasse und verachte Dich nicht," sagte der Farmer milder, „nur tiefe Trauer spricht aus mir, daß ich Dich nicht wie einen Vater achten und lieben kann. Und daß ich auf die Vergangenheit zurückkomme, geschieht wahrlich nicht, um Dir Qual zu bereiten. Nein, ich muß aber diese Dinge berühren, weil Du begreifen sollst, weshalb ich es ablehne, Dich in mein Haus aufzunehmen. Das geht nicht, Vater, es geht wirklich nicht, es ist ganz undenkbar."

„Warum geht es nicht, Niemand weiß ja

von dem Geschehenen, als Du allein, und Du erzählst gewiß nichts weiter."

Der Farmer schüttelte den Kopf. „Meine Frau und ihre Familie weiß es nicht anders, als daß Du längst gestorben bist. Du bist todt für sie, Vater — wie soll ich ihnen Dein Wiederaufleben erklären?"

Der Alte verstummte. Nach einer Weile begann er wieder: „Es braucht ja Niemand zu erfahren, daß Du mein Sohn bist, auch Deine Frau, ihre Familie und Deine Kinder nicht. Ich würde ruhig und still für mich hinleben, wie ich es in langen Jahren gewöhnt worden bin, und mich nur um die Arbeit bekümmern."

Erwartungsvoll schaute er auf den Sohn.

Der Farmer zögerte einen Augenblick und gab dann in gepreßtem Tone zur Antwort: „Nein, auch das ist nicht möglich. Es wäre das ein ganz unnatürliches Verhältniß und könnte auf die Länge nicht gehen. Wir könnten nicht nebeneinander leben, ohne uns gelegentlich zu verrathen. Das ist aber nicht die Hauptsache, die Hauptsache ist, daß ich es nicht ertragen kann, durch Deinen Anblick an jene furchtbaren Tage erinnert zu werden —"

„Kommst Du wieder darauf zurück?" fragte der Alte zähneknirschend.

„— deren Erlebnisse sich wie mit Feuerschrift meinem Gemüthe eingeprägt haben," fuhr der Farmer unbeirrt fort. „Ich war ein Kind noch, als mein Gemüth jene Wunde empfing, aber ich faßte das Gräßliche vollkommen, wenn es mir auch fast das Herz brach. Meine Mutter, meine arme Mutter, Dein eigenes Weib war es ja, die Du meuchlerisch hinmordetest, weil sie Dir im Wege war, weil Deine Geldgier, Deine Habsucht eine andere, reichere Heirath plante, weil —"

Der Alte sprang auf. „Es ist unerträglich, wie Du mich peinigst," knirschte er hervor.

„Dich peinigt die Erinnerung also doch auch?" fragte der Sohn. „Warum soll denn durch Zusammenleben Jeder von uns des Anderen Peiniger werden? — Wirklich, ich verstehe nicht, warum Du zu mir willst. Ohne Zweifel fühlst Du Dich doch im Kreise fremder Leute, die nichts von Dir wissen, viel wohler, als bei mir. Was kann ich Dir sein als ein fortwährendes ‚Gedenke Deiner That!'? — Im Uebrigen wiederhole ich mein Anerbieten von vorhin, für Dich zu sorgen und Dir zu helfen, soweit meine Kräfte reichen. Mehr kann und will ich aber nicht thun — das ist mein unerschütterlicher Entschluß."

Eine Pause entstand. Endlich sah der Alte auf.

„Ich hätte mir diesen Empfang nicht vorgestellt, wäre sonst wahrlich lieber drüben geblieben. Nicht einmal in Glückstadt bin ich so abgekanzelt worden, wie von Dir. Und ich habe mich während der Strafzeit doch wahrhaftig gut geführt, es hat niemals eine Klage über mich gegeben, so daß ich wohl, wenigstens von meinem eigenen Sohne, einen besseren Empfang verdient hätte."

„Bist Du sicher, daß der böse Geist von damals ganz seine Macht über Dich verloren hat?" unterbrach ihn der Sohn. „Bist Du wirklich und im Ernste ein Besserer geworden? Es gibt Leute, die schwere Zweifel darüber hegen; der Strafanstaltsdirektor und Pastor Duyssen, sie glauben Beide nicht an Deine Besserung, sie glauben vielmehr, daß nur die Sträflingsketten das Böse in Dir gebändigt haben, und sie fürchten, daß, nachdem die Ketten von Dir gefallen sind, das Böse in Dir wieder in alter Stärke aufleben wird. — Haben sie Recht oder Unrecht?"

Der Farmer hatte sich bei den letzten Worten vornüber gebeugt und blickte seinem Vater scharf in die Augen; er bebte aber förmlich zurück vor dem unheimlich leuchtenden Strahl, der auf ihn unter den sich langsam hebenden Augenlidern des Alten hervorschoß.

„So, mein braver, guter Sohn, jetzt weiß ich ganz genau, wie ich mit Dir daran bin, ich weiß, daß ich nicht einen Sohn, sondern einen von unüberwindlicher Abneigung gegen mich beseelten Feind vor mir habe, der mich am liebsten todt oder auf immer an den Ort gefesselt sähe, aus dem mich des Kaisers Gnade befreit hat. Du sollst aber auch wissen, wie Du mit mir daran bist. Weißt Du auch, daß ich Dich und Deine Hilfe gar nicht brauche, daß ich leben kann, wo ich will, fern von Dir oder in Deiner Nähe, ganz, wie es mir paßt, und einerlei, ob es Dir gefällt? Ich kann noch arbeiten, wie ich es je gekonnt, und verachte Deinen mit solchem Widerwillen gereichten Beistand. Versuche es doch, mich daran zu hindern, nach Houghton zu gehen und mich in Deiner Nachbarschaft niederzulassen! Hindere Du mich doch daran, mich Deinen Vater zu nennen und Dich meinen Sohn! Und wenn ich Dich als einen schlechten Sohn darstelle, der sich seines Vaters schämt, so thu' etwas dagegen, thu' es doch."

Leichenblässe hatte des Farmers Gesicht überzogen. Schwer athmend und völlig verstummt saß er minutenlang da.

Der Alte beobachtete ihn mit einem Blick voll höhnischen Triumphes.

„Jetzt weiß ich, Vater, daß der Strafanstaltsdirektor Recht hatte, als er befürchtete, Du seiest der Dir erwiesenen Begnadigung nicht werth. Der Geist von damals ist in Dir nicht gebrochen, er hat nur geschlafen all' die langen Jahre und ist jetzt so wach, als je zuvor. — Es ist wahr, was Du sagst, Du kannst alles das thun, Du kannst mein ganzes Glück zerstören, und ich kann nichts, auch gar nichts dagegen machen. Nach den bösen Worten, die Du zu mir gesprochen hast, werde ich Dich auch nicht einmal bitten, Deine Drohung nicht auszuführen. Ein Reuiger und Gebesserter bist Du nicht, das habe ich zu meinem tiefen Leid erfahren. So gehe denn Deinen eigenen Weg, häufe zur alten Schuld die neue, aber wenn Du noch ein wenig bessere Empfindung, ein wenig Ueberlegung hast, so bedenke das Ende!"

Draußen hatte sich während dieser Worte ein Geräusch vernehmen lassen, wie von vielen Tritten, die sich um das Haus herum bewegten. Der Alte horchte auf und trat an das Fenster heran. Seine Miene war gespannt und unruhig, der höhnische Zug von vorhin war gänzlich verschwunden.

„Was ist Dir?" fragte der Farmer, erstaunt über diese Veränderung.

Der Alte antwortete nicht, trat vom Fenster zurück, griff nach einem auf dem Tische liegenden Tuche und zog unter demselben einen Revolver, eine offenbar ganz neue Waffe, hervor.

Den Farmer erfaßte eine bange Ahnung. „Du hast doch nichts zu befürchten?"

Keine Antwort. Der alte Gottfried schien den Sohn weder zu sehen noch zu hören, seine Anwesenheit ganz vergessen zu haben. Er lauschte angestrengt nach dem Flur hinaus, wo jetzt immer näher kommende schwere Tritte erklangen, dann ein lautes Pochen an der Thür.

Der Alte machte eine Bewegung, als wollte er die Thür abschließen, aber sein Arm fiel kraftlos zurück und die Füße schienen ihm den Dienst zu versagen. Im nächsten Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und herein trat der Mecklenburger, gefolgt von den beiden Schweden Lars und Erik, während hinter ihnen noch eine Reihe von Köpfen sichtbar ward.

Mit todtenbleichem Antlitz taumelte der alte Gottfried zurück und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht der Sohn, rasch hinzuspringend, ihn gehalten hätte.

„Vater, was bedeutet das?" raunte er diesem zu. „Was wollen die Leute von Dir?"

Wieder keine Antwort. Der Alte blickte nur starr auf die Eingetretenen, als wenn er im Gefühl des über ihn hereinbrechenden unabwendbaren Schicksals geistig gelähmt wäre.

„Ihr Anderen bleibt zurück! Die Schweden und ich reichen vollkommen aus für die Sache. Schließt die Thür!" gebot die Stimme des Vormannes. „Und ihr bleibt ganz ruhig; laßt mich nur machen," wandte er sich an die Schweden.

Die Schweden traten gehorsam zurück.

„Verzeiht, Fremder," redete der Mecklenburger den Farmer an, „daß wir so ohne Weiteres hier eingedrungen sind. Wir meinten aber, der Mister Glückstädter da, mit dem wir ein unaufschiebliches Geschäft abzuwickeln haben, befinde sich hier ganz allein. Wir hätten sonst gern ein Weilchen draußen gewartet. Weglaufen thut der uns nicht mehr, dafür ist gesorgt."

„Was habt Ihr mit dem Manne? Sprecht!" rief der Farmer, dessen Gesicht an Blässe und Verstörtheit in diesem Moment demjenigen seines Vaters fast nichts nachgab, auf den Mecklenburger losstürzend.

„Zunächst erlaubt die Frage, wer seid Ihr und was habt Ihr mit dem Manne?"

Der Farmer kämpfte einen Augenblick mit sich. „Er ist ein Verwandter, ein naher Verwandter von mir. Sagt mir um's Himmels willen, hat er Euch etwas gethan, hat er etwas gegen Euch verbrochen? Ist es nicht gar zu arg, so steh' ich dafür ein, ich bin ein wohlhabender Mann und kann, wenn es nur auf Geld ankommt, Manches gut machen."

Ein scharfer Blick des Mecklenburgers musterte den Farmer. „Ein naher Verwandter von Euch?" sagte er dann langsam und in sein energisches Gesicht trat ein Zug von Mitleid. „Da kann ich Euch nur aufrichtig bedauern, Ihr seht aus wie ein ordentlicher Mann und könnt wohl nichts dafür, daß Euer Verwandter ein — ein anderer Mann ist. Aber wahrhaftig, Rücksicht können wir auf Euch nicht nehmen. Wir verfolgen einen Dieb, einen gemeinen Schurken, den wir erst neulich vertrauensvoll in unsere Mitte aufgenommen hatten und der die erste Gelegenheit benutzt hat, um sich mit dem ganzen Hab' und Gut einiger armen Teufel unter uns aus dem Staube zu machen. Und der Dieb, der Schurke ist Euer Verwandter, ist der Mann da!"

Mit einem Schmerzenslaut sank der Farmer wie gebrochen auf einen Stuhl nieder, einen Blick voll hoffnungsloser Verzweiflung auf seinen Vater werfend.

Der alte Gottfried wollte sich erheben, um vielleicht etwas zu seiner Vertheidigung auf die wider ihn erhobene Anklage vorzubringen, aber seine Kniee zitterten zu sehr und nur halbverständliche Laute drangen zwischen seinen Lippen hervor. Offenbar fühlte er sich verloren.

„Na, ich sehe, Ihr kapitulirt ohne Weiteres, Holsteiner, alles Andere wäre unnütze Komödie und würde bei der Abrechnung gegen Euch schwer in's Gewicht fallen. Wir wollen Euch Euren Raub abnehmen, und dann sollt Ihr gestraft werden, wie Ihr es verdient. Zunächst heraus mit dem Schatz der Schweden, den Ihr so geschickt gestohlen habt, aber ein bischen schnell, sonst —"

Eine drohende Geberde des Vormannes vervollständigte seine Worte. Gleichzeitig traten Lars und Erik vor.

Der Alte wankte nach einer Ecke des Zimmers, ergriff seinen dort am Boden liegenden Ranzen und schleuderte ihn hierauf dem Vormann vor die Füße.

Der Mecklenburger hatte eine Bewegung gemacht, sich nach dem Ranzen zu bücken. Zu seinem Glück, denn unmittelbar darauf krachte ein Revolverschuß, die Kugel fuhr über seinen Kopf weg und schlug in die Thür.

„Hölle und Teufel!" rief der Vormann

emporschnellend. „Dieser Halunke will noch schießen! Warte!“

Gleichzeitig war der Farmer aufgefahren, um seinem Vater, denn dieser hatte geschossen, die Waffe zu entreißen.

Beide kamen zu spät. Von einem zweiten gegen sich selbst gerichteten Schuß in's Herz getroffen, war der alte Zuchthäusler zusammengebrochen. Sein Körper schlug dumpf auf dem Fußboden auf; noch einige krampfhafte Zuckungen erfolgten, dann war Alles vorbei. — „Gestorben wie ein richtiger Schurke,“ brummte der Vormann, der Leiche finster in das Gesicht blickend. „Erst armen Arbeitern ihre blutsauer erworbenen Ersparnisse rauben, dann einen Mordversuch auf den Verfolger machen und zum Schluß ein Selbstmord. Gehört sich jedenfalls so; wie gelebt, so gestorben. — Ja, Fremder,“ wandte er sich an den Farmer, der hinzugetreten war und voll Entsetzen auf den Todten blickte, aus dessen Brust jetzt ein dunkler Blutstrom langsam hervorquoll, „den Verwandten seid Ihr los und braucht Euch sicherlich nicht darum zu grämen. Ein aus dem Glückstädter Zuchthause entlassener Gattenmörder soll's ja gewesen sein. Und sein neues Leben im neuen Lande fing er gleich damit an, einige arme Arbeiter um ihre von blutigem Schweiß triefenden Sparschillinge zu bringen. An dem ist nichts verloren, und die Menschheit ist sicherlich froh, ihn los zu sein.“

„Ihr habt ohne Zweifel Recht,“ erwiederte der Farmer, seine Gefühle mit Gewalt unterdrückend. „Nach seiner Vergangenheit konnte man ihm nichts Gutes mehr zutrauen, aber solch' ein schreckliches Ende hätte ich doch nicht erwartet. Woher aber wißt Ihr von seiner Vergangenheit?“

„Es sind ein paar Landsleute von ihm draußen; einer davon kannte seinen Namen und hat das Uebrige mit Hilfe einiger besonderen Umstände herausgebracht.“

Draußen donnerte es gegen die Thür und Mutter Jenny's heisere Stimme erhob energischen Protest gegen die Schießerei in ihren Zimmern.

„Ah, der alte Holsteiner!“ rief Garibaldi, welcher nach Oeffnung der Thür mit Mutter Jenny und den draußen gebliebenen Eisenbahnarbeitern in's Zimmer drang. „Welch' ein Teufelskerl!“ setzte er, nachdem er den Zusammenhang erfahren, voll Bewunderung hinzu. „Ist jedenfalls ein Mann gewesen, der was vom Nestausnehmen verstand, ein Mann vom Fach. Hat Pech gehabt, dafür aber kann kein Mensch. Und seine Idee mit dem Schwedenschatz — wahrhaftig, sie wäre werth gewesen, daß ein gewisser Jemand, den ich sehr gut kenne, die Sache in die Hand genommen hätte, vielleicht wäre sie dann besser gerathen. — Freut mich ungemein, daß Ihr aus der blutigen Geschichte wohlbehalten hervorgegangen seid,“ wandte Garibaldi sich darauf an den Farmer, „Eure Angelegenheit mit dem Alten da ist ja jetzt jedenfalls gründlich erledigt, Ihr werdet daher sicher nichts dagegen einzuwenden haben, daß wir Beide nun miteinander Abrechnung halten.“

Der Farmer beeilte sich, dieser Aufforderung nachzukommen und Garibaldi nahm sehr befriedigt von ihm Abschied.

Mutter Jenny, welche beim Eintreten wild aufgekreischt hatte, als sie den in seinem Blute schwimmenden Leichnam gewahrte, beruhigte sich merklich, als sie erfuhr, daß ein Selbstmord und nicht etwa ein Mord vorlag, und ließ den Todten in eine entlegene Kammer schaffen.

Mit den beiden Schleswig-Holsteinern hatte der Farmer eine längere Unterredung, aus welcher dieselben mit ungemein frohen Gesichtern hervorgingen. Ihre amerikanische Laufbahn war bald darauf beendet, und einige Monate später erschien den glücklich in der Heimath Gelandeten ihre Wirksamkeit an der Houghton and Ontonagon-Railroad nur noch als ein wüster Traum. Der Farmer aber empfand eine gewisse Beruhigung bei dem Gedanken, in ihnen ein Paar Menschen, welche die dunkle Vergangenheit seines Vaters gekannt, weit von der Stätte seines Familienglücks entfernt zu wissen.

Die Leiche des alten Peter Gottfried fand ihre Ruhestätte auf dem Kirchhofe zu L'Ance. Die Familie des Farmers aber hat nie erfahren, welch' unheimliche Erscheinung im Begriff gewesen ist, in ihren Kreis einzudringen.

Ende.

Noch einen Kuß! (S. 310)

Eine Straße in Berbera (Ostafrika).

(Mit Bild auf Seite 305.)

Als die Engländer sich im Jahre 1884 Egyptens bemächtigten, nahmen sie auch die im Somalilande am Golf von Aden gelegene Hafenstadt Berbera in

Serbische Holzkohlenbrenner. (S. 310)

Besitz. Diese hatte seit 1875 unter egyptischer Herrschaft gestanden und bildet den wichtigsten Ein- und Ausfuhrhafen für das ganze weite Gebiet der Somali. Die Stadt zählt gegenwärtig 8000 bis 10,000 ständige Einwohner, die, wie unser Bild auf S. 305 zeigt, zum größten Theil in zeltartigen Hütten aus Stangenfachwerk, das mit Strohmatten oder Fellen bedeckt ist, leben. Zwischen Oktober und März aber versammeln sich dort 30,000 bis 40,000 Ostafrikaner und Araber, Perser und Inder, um Handelsgeschäfte zu treiben. Für den Hafen hat England durch Anlage von Quais, Zollschuppen und Errichtung eines Leuchtthurmes Einiges gethan, ohne dadurch indeß die Stadt wieder zu der früheren Blüthe unter der egyptischen Herrschaft bringen zu können.

Noch einen Kuß!

(Mit Bild auf Seite 308.)

Die junge Mutter auf unserem Bilde S. 308 hat Einkäufe zu machen und muß deswegen für eine Weile ihren kleinen Liebling allein lassen. „Kommst Du auch bald wieder?“ forscht das Kind beim Abschied, und die Mutter entgegnet unter Liebkosungen: „Gewiß, mein Herzchen! Sei ruhig und spiele drinnen mit Deiner Puppe. Sie ist dann Dein Kind, und zu dem sagst Du: ‚Bald bin ich wieder bei Dir, hier hast Du noch einen Kuß!‘“ So setzt nachfühlende Mutterliebe die kindliche Phantasie klug in Bewegung, um sich und der herzigen Kleinen, die nun genau nach der Weisung der Mutter verfahren und sich die Zeit vertreiben wird, das Abschiednehmen zu erleichtern.

Serbische Holzkohlenbrenner.

(Mit Bild auf Seite 309.)

In den Tannenwäldern des westlichen Serbien, besonders im Uzicaer Bezirk, hausen die Holzkohlenbrenner, ganze Gemeinschaften bildend, die den Wald als ihr Eigenthum betrachten. Kohlenbrennerei und Theerschwelerei liefern ihnen den Lebensunterhalt Ist eine genügende Menge von Holzkohlen und Theer beisammen, so werden erstere in Säcke, letzterer in kleine, längliche Fäßchen geladen und auf dem Rücken von Saumthieren aus den Gebirgswaldungen hinunter in die Städte zum Verkauf geschafft. Solch' eine Kohlen- und Theerkarawane zählt oft fünfzig bis sechzig Pferde (siehe das Bild auf S. 309). An der Spitze schreitet der Führer, der häufig auf seiner Flöte ein Nationalliedchen bläst, und die Bronzeglocken, die den Thieren um den Hals gebunden sind, klingeln dazwischen. In der Stadt werden die Holzkohlen mit vier bis fünf Franken für den Sack bezahlt. Für einen Theil des Erlöses kaufen die Kohlenbrenner Waaren ein, laden sie auf ihre Thiere und ziehen dann wieder den heimischen Bergwäldern zu.

Ihr letzter Wurf.

Aus meinem Vagabundenleben.

Von **Signor Saltarino.**

(Nachdr. verboten.)

Im Cirkus Alvarez war es, wo ich neulich wieder zwei als Chinesen verkleidete deutsche Messerwerfer sah — nach langer Zeit wieder einmal, denn diese gefährliche Kunst scheint auszusterben zu wollen. Die Chinesen brachten sie in den vierziger Jahren nach Europa, zu der Zeit, wo der Begriff Japaner und Chinese noch zu einem zusammenschmolz bei unserem Publikum, und Arr-Hee nannte sich der Artist, welcher diese gefährliche Produktion zum ersten Male zeigte. Später freilich hing er die Messerwerferei an den Nagel und etablirte sich in Berlin als Theehändler.

Das Künstlerpaar im Cirkus Alvarez bestand aus Mann und Frau. Sie konventionell lächelnd mit dem vollen rothen Mund, das lange, blonde Haar aufgelöst auf die Schultern hängend, die tiefblauen Augen furchtlos und vertrauend auf den Kameraden gerichtet — dieser hart und finster, mit gleichgiltigen, bewegungslosen Zügen.

Das Brett wurde herbeigebracht, die Frau stellte sich dicht vor dasselbe, und nun sausten, von sicherer Hand geworfen, die scharfen, zweischneidigen Messer hart an den Ohren, Händen, dem Hals und dem Kopf des regungslos dastehenden jungen Weibes vorbei in die Bretterwand, wo sie zitternd stecken blieben.

Dieses Ehepaar spielte mit dem dunkelsten Räthsel des Lebens, mit dem Tode, wie mit einer zahmen Tigerkatze.

Es war ein schauerliches, ein entsetzliches Paar. Das Leben der Frau hing an einem nervösen Zucken der Hand des Mannes, an einem Flimmern des Auges. Und doch blieb sie so theilnahmlos, so geschäftsmäßig lächelnd inmitten dieses Regens von Messern, wo ein einziger mißlungener Wurf Verstümmelung und Tod bringen konnte.

Als die Produktion der Messerwerfer im Cirkus Alvarez geendet hatte, da brach der Beifall los, aber es war mehr ein erlösender Aufschrei, denn gewöhnlicher Applaus.

Und doch — so verblüffend sicher das Paar auch arbeitete, es erreichte bei Weitem nicht die todesmuthige Verve einer Gestalt aus meiner in nebelhafter Ferne liegenden Vagantenzeit, die um so verklärter mir erscheint, je ferner sie liegt, aus jener abenteuerdurchwobenen Zeit, als ich, ein Zigeuner unter den Zigeunern, dem grünen Wohnwagen voranritt, der träge und hundeumbellt die staubige Landstraße entlang zog, während sich der Sommerabend wie eine heiße, zehrende Wolke auf die Welt herabsenkte.

Brigantina! — O, wie sehe ich noch deutlich vor meiner Seele das braune Weib mit der geschmeidigen Panthergestalt, den „Stern“ des kleinen Wandercirkus Belli, der zu jener Zeit, in welcher diese Begebenheit spielt, die südlichen Provinzen Hollands bereiste. Man wußte nicht, woher sie stammte; sie war ein Zigeunerkind, am Feldrain geboren, das auch am Graben sterben würde. Halb Kind noch, leuchtete doch aus ihren dunklen Augen die ganze verzehrende Leidenschaft der Mädchen jenes unruhigen Nomadenstammes, der keine Grenzen kennt, im Hasse nicht, wie in der Liebe.

Ihre Reitkünste waren das Großartigste, das ich je gesehen habe. Warum sie mit kärglichster Gage bei dem kleinen Kunstreiterhäuptling Belli blieb, während sie doch überall bei dem größten Cirkus Engagement gefunden hätte, fragte ich mich anfangs oft verwundert. Dann sah ich: Brigantina wollte Madame Belli werden.

Dieser Belli war noch ein junger Mann, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, der den kleinen Cirkus nicht lange vorher von den Eltern geerbt hatte, die kurz hintereinander gestorben waren. Der Cirkus bestand aus einem halben Dutzend grüner Wagen und zwei Dutzend leidlicher Pferde. Den Stolz desselben aber bildete ein recht gut dressirter Elephant „Moffa“, welcher abwechselnd von Belli und Brigantina vorgeführt wurde. Der Prinzipal mit seiner kühnen Adlernase, seinem rabenschwarzen Schnurrbart und seiner athletisch gebauten Gestalt war das Prototyp einer brutalen Männerschönheit des Jahrmarkts, ein Apoll der Landstraße — siegesbewußt im bunten Flitter des Trikots, liederlich in den Lumpen der Maringotte, des Wohnwagens.

Brigantina ritt stets im Kostüm der Indianerinnen, in einem mit Federn und Muscheln beränderten kurzen Gewand, mit rothen Korallen um den Hals, an der Seite einen blauseidenen Beutel, der kleine vergoldete Jongleurkugeln barg.

Mit einem Satz voltigirte sie auf ihren sattellosen Schimmel, mit katzenartiger Gewandtheit warf sie den Körper vornüber, schleuderte die Kugeln hoch in die Lüfte, fing sie wieder auf, warf sie wieder und brachte so allerhand Figuren hervor mit unbegreiflicher Behendigkeit, während das Pferd galopirte.

Dann wurde ein dickes Brett in die Mitte der Manège gestellt, mit Kreide hatten wir einen kleinen weißen Kreis auf dasselbe gezeichnet, höchstens einen Fuß im Durchmesser, und sodann reichte man der Reiterin ein halbes Dutzend kleiner, blinkender, haarscharfer Beile, die blitzschnell die Luft durchzitterten und sich mit einem scharfen Laut in das Brett bohrten, eines nach dem andern, ohne daß sie sich berührten, ohne daß der Kreis überschritten wurde.

Während dieser Produktion legte es sich wie ein Alp auf die Brust des Publikums, der erst wieder wich, wenn sich Brigantina auf das Pferd niederließ und das beilgespickte Brett aus der Manège getragen wurde.

Dem Mädchen wurden die Sohlen ihrer Sandalen mit Kreide bestrichen, und fort ging es wieder im raschen Tempo einer wildrauschenden Musik. Wilder und immer wilder wurde die Musik, immer kühner die Stellungen der Reiterin, immer gefährlicher ihr Wagen, immer heftiger das Antreiben des schnellfüßigen Rosses. Wie der Sturmwind flog sie vorwärts.

Wir hielten die Barrièren — eine, zwei, drei, fünf Barrièren — über welche Brigantina hinwegsetzte, auf der glatten Rückenfläche des Pferdes stehend. Sie hetzte den Schimmel mit aufgehobenen Armen, mit Fuß und Mund, und rief mit gellender Stimme wie in einem bacchantischen Taumel: „Heidonc! En-avant, Cäsar! Animo! Animo!“

Ihre Gerte pfiff durch die Luft, ihr Auge glühte, ihr langes, blauschwarzes Haar streifte im Vorüberfliegen die Masten des Zeltes; pfeilschnell durchflog das rasende Thier mit der tollen Reiterin die Bahn und stampfte und schäumte und schnob . . . nur mit der Spitze eines Fußes hing Brigantina daran.

— — — — — — — — — —

Die kühle Abendluft wehte durch die kleinen weißen Gardinen der Maringotte, in welcher der Kunstreiterprinzipal mit Brigantina saß, deren kleine, braunen Hände er in den seinen hielt. Sie schaute wie in magnetischem Halbschlafe oder geistiger Verzückung zu ihm empor, mit glänzendem Auge und träumerischem Blick. Alles war still. Die Nachtluft koste mit den Blättern der Linden, und ihr würziger Duft, gemischt mit der Brise der See, drang durch das Fensterchen berauschend und betäubend auf die Liebenden ein.

„Dein Weib, Alessandro, endlich Dein Weib,“ lispelte die Kleine, wie im Traume redend.

„Gewiß, Brigantina, in wenigen Tagen mein Weib,“ erwiederte der Kunstreiter. „Bald bist Du mein.“

Er zog einen Ring vom Finger. „Hiermit verpfände ich Dir mein Leben, Geliebte; dieser Ring knüpft Dein Schicksal an das meine . . . unauflöslich . . . bis in den Tod!“

Brigantina warf einen flüchtigen Blick auf den Ring und preßte ihn dann an ihre Lippen. Plötzlich, mit fast unsichtbar rascher Bewegung, zog sie einen kleinen Dolch hervor, stach sich damit in den linken Arm und drückte dem Geliebten mit leidenschaftlicher, wilder Hast die Wunde an den Mund. Er küßte die Wunde und wollte das Blut stillen; sie aber hielt den Arm hoch, ließ das Blut rinnen und rief mit bebender, leidenschaftdurchzitterter Stimme: „Dein, Alessandro, auf ewig Dein! Dir auf ewig mein Blut, mein Leben!“

* * *

Alessandro Belli hatte eine zweite Reiterin engagirt, eine rothhaarige Schöne, ein Weib voller Hochmuth und Ränke. Jeannette entstammte einer alten, ungemein reichen Kunstreiterfamilie, deren Vorfahren mit glänzenden Truppen die Welt durchzogen, überall Gold und Ruhm und Ehren erntend. Und ein großer Theil des Vermögens war auf Jeannette ge-

fallen, die zu wenig leistete, um in einer besseren Gesellschaft Engagement zu finden, und zu viel Vagantin war, um still und gefahrlos von ihrem Gelde leben zu können. So geht es eben nun einmal: die Artisten treibt es ruhelos von Ort zu Ort, wo ihnen viel Aufregung und Genuß wird, daneben aber auch unendlich viel Leid und Kampf.

Belli war nach der Ankunft der Reiterin wie umgewandelt. Er vernachlässigte Brigantina, während er sich Jeannette eifrig zu nähern begann. Dieser Zigeuner war der geborene Spekulant, der einen mühelosen Gewinn witterte.

Besorgt schaute ich oft auf die drohend und finster zusammengezogenen Augenbrauen Brigantina's, die ihre spitzen, weißen Zähne in die Lippe grub.

„Wann werden wir getraut werden, Alessandro?" fragte Brigantina eines Mittags den Prinzipal.

„Ich habe es mir anders überlegt, Brigantina," versetzte Belli kalt. „Ich bin noch zu jung, um schon zu heirathen. Ich will noch streben und verdienen, und auch Du kannst noch Vieles erwerben, wenn Du in ein größeres Engagement gehst. Gehe fort und komme reich zurück, damit ich aus dieser Zigeunertruppe eine große Gesellschaft machen kann."

Die Reiterin ward bleich wie der Tod.

„Also ich soll gehen, damit Du frei wirst von Deinem Gelübde, ich soll Platz machen jener rothhaarigen Bestie, wegen ihres Geldes? Hast Du Deinen Schwur schon vergessen, Alessandro, willst Du meineidig werden?"

„Werde nicht langweilig, Brigantina, sondern gehe dahin, wohin Du gehörst!" rief Belli gebieterisch.

Die Reiterin lachte höhnisch auf. „Ah, so sprichst Du jetzt mit mir! Hüte Dich, Alessandro, ich durchschaue Dein falsches Spiel. Du willst mich fort von hier haben, um dann Jeannette zu heirathen!"

„Du träumst, Mädchen, ich denke nicht daran. Ich bin aber ein armer Direktor, der zusehen muß, wie er zu Geld kommt. Mit der jetzigen Gesellschaft läßt sich nichts machen, das wirst Du einsehen."

„Ich will gehen und verdienen, Alessandro," antwortete die Reiterin, „aber schwöre mir zuvor, daß Du nicht dieses Weib, diese Jeannette heirathest!"

„Brigantina, ich bin kein Kind mehr!"

„Schwöre, Alessandro, schwöre!"

„Schere Dich zum Henker!"

Schnell wie eine Tigerkatze sprang Brigantina zur Seite und ergriff eines ihrer blinkenden Beile.

„Schwöre mir, oder bei Gott —"

Und die heiße Julisonne warf die weißen Reflexe von der schimmernden kleinen Axt auf die zerfetzte Leinwand des Cirkus.

Belli lachte höhnisch auf. Er vertraute seiner Gewandtheit und seiner ungemeinen Körperkraft, als er sich anschickte, dem Mädchen das Beil zu entringen.

„Also Du willst freiwillig nicht gehen, kleiner Satan? Auch gut — ich werfe Dich hinaus und knalle Dir die Peitsche um die Ohren! Du drohst einem Belli, Du — Du — Poltronne!"

Da war es heraus — Poltronne, Feigling! Das Schimpfwort saß wie ein Peitschenschlag. Eine jähe Blutwelle schoß in das Gesicht der Zigeunerin, ein harter, zischender, thierischer Aufschrei entfloh ihren Lippen, und das Beil pfiff durch die Luft. Es blieb im Halse des Kunstreiters stecken, der lautlos zu Boden stürzte und dessen Blut sich mischte mit den frischen Sägespänen der Manège.

Mit einem gellenden Auflachen ging Brigantina an der Leiche vorüber — sie wußte wohl, daß sie gut getroffen hatte.

Es war ihr letzter Wurf.

Andern Tages zogen wir ihren entseelten Körper aus den Fluthen.

Nur wenige von uns Künstlern folgten ihrem Sarge, als man sie ohne Sang und Klang einscharrte an der Kirchhofsmauer.

Fahrendes Volk! Wen kümmert Dein Leben, Dein Leiden, Dein Sterben!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die schwarze Frau. — Die Denkwürdigkeiten des Grafen Gregor Nostiz, eines Deutschen von Geburt, welcher lange Jahre Generaladjutant des Kaisers Nikolaus von Rußland war, enthalten nicht nur interessante Aufzeichnungen über das gespenstische Wirken der bekannten „weißen Frau" an verschiedenen deutschen Höfen, sondern auch solche über deren wenig bekannte Nebenbuhlerin, die „schwarze Frau", welche seit mehr als einem Jahrhundert an den Höfen von Darmstadt und München viel von sich reden macht. Einiges davon wollen wir, wie man sich's in den betreffenden Hofkreisen erzählte, unseren Lesern im Folgenden mittheilen.

Wie als regierender Monarch pflegte König Ludwig I. von Bayern auch, seit er „König Privatmann" geworden war, den Sommer mit seiner Gemahlin, der Königin Therese, in seinem Schlosse bei Aschaffenburg zu verbringen. Die Cholera hatte in München (1854) zahllose Opfer gefordert, und aus Sorge um seine Gemahlin zog sich der König wieder nach Aschaffenburg zurück, wo sein häufiger Gast der Großherzog Ludwig III. von Hessen war.

In heiterem Gespräche nahmen die Majestäten in Gesellschaft des Großherzogs, ihres Schwiegersohnes, und des Hofmarschalls Freiherrn v. La Roche du Jarys den Thee ein, als fast gleichzeitig die drei Herren, erblassend nach dem Stuhle der Königin starrend, hinter demselben eine tief verschleierte, schwarz gekleidete Dame erblickten, welche dann aus dem Salon durch die Thüre sich entfernte, die in das dem dienstthuenden Hoffourier zum Aufenthalte dienende Zimmer führte.

Von einer eigenthümlichen Ahnung geängstigt, hatte sich der Großherzog erhoben und war der Erscheinung in das Zimmer nachgeeilt, wo er den anwesenden Fourier scharf mit der Frage anließ: „Wie können Sie unangemeldet eine fremde Dame bei den Majestäten einlassen?"

Erstaunt erwiederte der Fourier: „Königliche Hoheit, ich bin seit drei Stunden schon im Dienste, seit dieser Zeit hat aber kein Mensch das Zimmer weder betreten, noch verlassen."

„Aber die Dame, welche eben aus dem Salon hereinkam?" fragte der Großherzog erregt.

„Es war keine Dame hier," lautete die bestimmte Antwort.

Seine Bestürzung bemeisternd, kehrte der Großherzog zur Gesellschaft zurück.

„Warum hast Du Dich so hastig entfernt?" drang die Königin, welcher die plötzliche Veränderung in dessen Wesen nicht entgangen war, in ihren Schwiegersohn.

Nun berichtete der Großherzog der hohen Frau über den seltsamen Zwischenfall.

Entsetzt sprang die Königin vom Stuhle auf und rief: „Das geht mich an!"

Nach einigen Monaten kehrte der Hof von Aschaffenburg nach München zurück, wo die Cholera bereits für erloschen galt. Königin Therese aber erkrankte und erlag der Seuche als das einzige Opfer derselben aus dem königlichen Hause.

In den ersten Märztagen des Jahres 1864 machte der Offizier vom Dienste der königlichen Leibgarde der Hatschiere seinen Nachtrundgang durch die Korridore der Residenz in München. Als er sich einem schmalen Seitengange näherte, welcher zum Trakte der Hofdamen der Königin Marie führte, gewahrte er, während die Glocke der alten Hofkapelle die Mitternachtsstunde anschlug, eine in tiefes Schwarz gekleidete Dame, welche an der großen Treppe zum Kapellenhof vorüber sich dem weißen Saale zuwendete, den eine kleine Stiege mit der alten Hofkapelle verbindet. Der Offizier, in der Meinung, die Dame komme etwa von einem Besuche der Gräfin du Moulin oder der Baronesse Redwitz und sei irre gegangen, rief ihr, auf die große Treppe weisend, höflich zu: „Ich bitte, meine Gnädige, von hier aus gelangen Sie zum Ausgang!"

Ohne auf diesen Wink zu hören, setzte die Dame ihren Gang fort. Der Offizier, Verdacht schöpfend, beschleunigte seine Schritte und sah, als er den weißen Saal erreichte, die Gestalt die kleine Stiege hinabhuschen.

„Anhalten!" rief er dem Posten an der Kapellenthür zu und eilte die Stiege hinab. Auf seine Frage an den Soldaten, wohin die Dame, welche eben herabgestiegen sei, sich gewendet habe, meldete der Posten, daß Niemand die Stelle passirt habe.

In allen Kreisen Münchens wurde dieser Spuk der schwarzen Frau lebhaft besprochen, ohne daß man sich den Anlaß zu demselben zu enträthseln vermochte, da Alles, in dessen Adern königliches Blut rollte, sich der besten Gesundheit erfreute.

Am 9. März aber durchflog die Schreckenskunde München, daß König Maximilian II. während der Toilette zum gewohnten Spazierritte plötzlich schwer erkrankt sei, und am nächsten Tage verkündete der Reichsherold den Bewohnern der Haupt- und Residenzstadt die Thronbesteigung Ludwig's II. Der König war gestorben. —

Zum Schluß noch ein heiteres Abenteuer von der schwarzen Frau.

Auf demselben schmalen Seitengange des Hofdamentraktes erregte eine in mitternächtlicher Stunde sachte dahinschleichende, von einem schwarzen Ueberwurfe umhüllte Gestalt die Wachsamkeit eines Gendarmen, der rasch entschlossen sich in einer Fensternische verbarg und mit markigem Griffe das an ihm vorüberhuschende Gespenst zum Stehen brachte und es ohne weitere Umschweife auf die Residenzwache eskortirte. Unter hellem Lachen erkannte der Hauptmann in dem vermeinten Gespenste den Kämmerer und Major à la suite, nennen wir ihn hier Grafen Löhnenfeld, der ihn in dieser fatalen Situation zum Vertrauten eines Geheimnisses machte. Der Graf, der sich nicht durch allzuviel Geist auszeichnete, war schläfrig geworden, während der ganze Hof sich im königlichen Hof- und Nationaltheater auf der Redoute befand. Dies bot dem Grafen die Möglichkeit, unerkannt in der Umhüllung des vorgeschriebenen schwarzen Dominos aus dem Ballsaale, wo ihn sein Dienst hätte festhalten sollen, zu schleichen. Daß ihn die kräftige Faust des Gendarmen verhinderte, sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen, hätte er noch ertragen, aber daß der Diener des Gesetzes ihn vor dem Hauptmann der Residenzwache zu beschuldigen wagte, er habe sich für einen Geist ausgegeben, dieser Verdacht machte sein Blut sieden. Sein Entschluß, sich bei Seiner Majestät dem Könige, welcher durch dienstliche Meldung von dem Zwischenfalle Kenntniß erhalten mußte, über die ihm zugefügte Beleidigung zu beschweren, stand fest. Schon am nächsten Tage wurde er zur Audienz beschieden.

„Majestät," stammelte der Graf, „die Verdächtigung, daß ich mich für einen Geist ausgegeben hätte, drückt mich nieder, einer solchen Lüge bin ich nicht fähig."

Nur mühsam eines Heiterkeitsausbruches sich erwehrend erwiederte Max II., der vollauf die geistige Beschaffenheit des Grafen zu würdigen wußte, mit erkünsteltem Ernste: „Lieber Löhnenfeld, es war allerdings von dem Gendarmen vermessen, daß er Ihnen zumuthete, Sie hätten sich die Eigenschaft eines Geistes angemaßt. Beruhigen Sie sich übrigens, ich weiß bestimmt, daß in meiner Residenz Sie Niemand sonst verdächtigt, ein Geist zu sein."

[L. v. Poyßl.]

Eine Heldin. — Am 6. Dezember 1838 sah man das Dampfboot „Forfarshire" mit verzweifelter Energie gegen die Strömung kämpfen, welche es gegen die steilen Felsen der Farne-Inseln zog. Es war ein Schiff von dreihundert Tonnen, welches von Hull nach Dundee ging und 63 Mann an Bord hatte — den Kapitän und seine Frau, zwanzig Matrosen und einundvierzig Passagiere. Das Unwetter nimmt von Sekunde zu Sekunde zu und gegen 4 Uhr Morgens stößt das Schiff mit einem fürchterlichen Gekrach auf einen der hervorragenden Felsen der Farne-Inseln. Mehrere Matrosen stürzen in einen Kahn, und zwei Passagiere finden den Tod in den Wellen, indem sie ihnen nacheilen wollen; doch als wenn diese schreckliche Empörung der Natur noch nicht genügte, um das lecke Schiff zum Untergang zu bringen, erhebt sich plötzlich ein Windstoß, wie man einen gleichen wohl nie an der englischen Küste beobachtet, ergreift das Schiff, hebt es fußhoch aus dem Wasser und schleudert es mit solcher Alles vernichtenden Kraft auf den Felsen, daß es berstet, die eine Hälfte in die Fluth zurückgespült wird und ver-

schwindet und die andere Hälfte auf dem Felsen bleibt, den ewig hin- und herwogenden Wellen ausgesetzt und aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Augenblicken das Loos der anderen Hälfte theilend. Eine englische Meile von dem Felsen entfernt, auf welchem der „Forfarshire" den Untergang gefunden hat, erhebt sich der auf den Seekarten bekannte Felsen Longstone. Dieser Felsen ist für die Schiffe so gefährlich, daß die Regierung einen Leuchtthurm hat errichten lassen, um die Schiffe vor diesen unheilbringenden Gründen zu warnen. Ein Mann, seine Frau und seine Tochter bewohnten diesen Leuchtthurm. Der Mann, William Darling, war ein alter Steuermann der königlichen Marine, seine Tochter Grace zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Bild stellt ein reizendes junges Mädchen dar, groß und von graziösem Wuchs, ein seltsam regelmäßiges Gesicht, von blonden Haaren eingerahmt und von großen, blauen, träumerischen Augen verschönt. — Beim Anbruche des Tages hat William Darling die Schiffbrüchigen auf dem Felsen bemerkt, hat ihre Lage erkannt ... und erkannt, daß sie verloren sind. Er ruft sein Weib und sein Kind.

„Laßt uns beten, ihr Frauen, dort drüben hält unser Herr ein strenges Gericht!" sprach er.

„Kann man nicht mit dem Kahn hin," ruft Grace, „und die Armen retten?"

„Das hieße Gott versuchen," erwiederte der Vater, „hier kann kein Mensch helfen, man hätte kaum zehn Ruderschläge gemacht, so wäre unser elender Kahn Kiel nach oben — horch, welch' ein Sturm — welch' Wetter — es ist wie am jüngsten Tag!"

Grace läßt das Haupt sinken, faltet die Hände und bleibt einige Augenblicke in stummes Nachdenken versunken; dann verläßt sie, ohne ein Wort gesprochen zu haben, das Zimmer.

Wenige Augenblicke später stößt die Mutter einen grellen Schrei aus: „William, das Mädchen bindet den Kahn los ... sie will hinüber!"

Der Vater stürzt hinunter und kommt gerade zur rechten Zeit an die kleine Bucht, als Grace vom Ufer abstoßen will. Er springt in den Kahn, er will sie an ihrem Vorhaben verhindern, doch sie beugt sich bis an sein Ohr und sagt:

„Vater, ich würde keine einzige Nacht mehr schlafen können, wenn ich nicht wenigstens versucht hätte, die Unglücklichen zu retten ... und Du auch nicht, Vater!"

„Aber es ist ja unmöglich, Mädchen!"

„Wenn Gott helfen will, Vater, ist es möglich!"

Bei diesen Worten hat sie sich der Stange bemächtigt und mit einem kräftigen Stoße ist das Boot vom Ufer. Der alte Mann will noch einige Einwendungen machen; doch plötzlich gibt er auch die auf. „Wie Gott will," sagte er, „es ist ein elendes Leben in jenem Thurme ... und für die alte Mutter muß die Regierung sorgen, wenn wir im Meere liegen!" Und mit geübter Hand ergriff er ein Ruder, während Grace schon mit aller ihrer Kraft das ihre über das Wasser streifen läßt.

Und Gott hat das Liebeswerk des armen Mädchens mit gnädigen Augen angesehen. Während die Mutter weinend auf den Knieen liegt und verzweifelt die Hände ringt, kämpfen Vater und Tochter mit den entfesselten Elementen; er starr und düster wie das Fatum — sie mit hellem, lichtem Gottvertrauen. Und es gelingt ihnen; neun Leben sind von ihnen gerettet — der Rest von dreiundsechzig — und nach unendlichen, übermenschlichen Anstrengungen bringen sie die Geretteten, die sie fast leblos an den Zacken des Felsens angeklammert gefunden hatten, nach dem sicheren Leuchtthurm zurück.

Ein einziger Bewunderungsruf ertönte durch ganz England; der Name Grace Darling bekam eine Popularität, wie ihn wohl selten der eines unbekannten Mädchens gehabt. Man eröffnete eine Subskription, die in wenigen Tagen 750 Pfund Sterling eintrug. Die Königin ließ sich das Fischermädchen vorstellen und versprach ihr, stets für sie zu sorgen. Die Poeten feierten sie in allen Blättern, ja sogar ein Vorgänger Barnum's bot ihr bedeutende Summen, damit sie sich auf dem Theater zeige, und einige von jenen Originalen, deren England so viele zählt, boten ihr an, sie heirathen zu wollen. [C. T.]

Humoristisches.

Ein Hoffnungsvoller.

Gefängnißdirektor: Wir werden uns hoffentlich an diesem Orte nicht mehr wieder sehen!

Entlassener Sträfling: Ich denke auch nicht; das nächste Mal werde ich wohl Zuchthaus bekommen.

Er kennt seine Pappenheimer.

Photograph: Aber Sie setzen ein furchtbar grimmiges Gesicht auf, mein Herr!

Herr: Mit Absicht; das Bild ist nämlich für meinen Neffen bestimmt; wenn der ein freundliches Gesicht sieht, da schreibt er mir auch gleich einen Brandbrief!

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 38:
Echtes Gold wird klar im Feuer.

Charade. (Dreisilbig.)

Aus der Silben ersten beiden,
Um zu schöpfen Kraft und Muth,
Mancher ohne Maß mit Freuden
Dann und wann die dritte thut.

Wird dies aber übertrieben,
Dann entweicht uns Muth und Kraft;
D'rum, die ersten zwei zu lieben,
Sei nicht eure Leidenschaft.

Besser ist es, wenn man nöthig
Braucht zur Arbeit große Kraft,
Daß man mit dem Ganzen thätig
Sich mechanisch Hilfe schafft.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Zahlen-Räthsel.

Hast du dir deine Hand verbrannt
Und 1, 5, 2, 3, 4 bekommen,
So wird zur Heilung deiner Hand
3, 2, 5, 1 und 4 dir frommen.
Willst 1, 2, 3, 4, 5 du schau'n,
So wandle durch die Schweizer Gau'n.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösung von Nr. 38:
des Logogriphs: Mosel, Moses, Moser, Mosen, Almosen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.